

STADTLANDSCHAFTEN

Die bemerkenswerten Stadtporträts des Soziologen Robert Michels

Zeitungen und Zeitschriften sind Fundgruben intellektueller Spielformen, und welche Schätze sich hier finden lassen, ahnt man immer genau dann, wenn es wieder einmal einen solchen zu sichten gilt. Rolf Rieß nun hat die Städteporträts, die der deutsch-italienische Soziologe Robert Michels Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre in den *Basler Nachrichten* und im *Hochland* hat erscheinen lassen, neu herausgegeben und mit einem kleinen Nachwort versehen.

Paris, London, Berlin, Rom und Wien – es sind die großen, zumindest in unserer Vorstellung großen Städte des Kontinents, die Robert Michels in seinen Texten porträtiert. Vorneweg natürlich die alten Großstädte Paris und London, denen Berlin, Rom und Wien folgen, die beiden letzten mit Abstand. Wien und Rom sind in den zwanziger Jahren zwar große Städte. Aber zumindest Rom ist weit davon entfernt, den ganz großen Städten, die standesgemäß als Weltstädte firmieren, das Wasser zu reichen, Geschichte hin oder her, bei gut 800.000 Einwohnern Ende der 1920er Jahren ist Rom groß, kommt aber nicht einmal an Berlin heran, das mit der Eingemeindung von Spandau und anderen Vororten 1920 auf mehr als 4 Mio. Einwohner wuchs. Rom ist Großstadt, weil Rom die antike Großstadt ist – und immer noch von seinem Ruf zehrt, das eigentliche Zentrum der Welt zu sein. Die wilden zwanziger Jahre sind denn auch eher eine Sache Berlins als eine Roms oder Wiens. Aber Michels fokussiert auf anderes, ohne auf die Weltstadtformel zurückzugreifen: auf die relativ ruhige Geschichte Berlins, darauf dass Berlin die „größte Industriestadt Deutschlands“ (25), dass der Berliner gebildet sei (was einen erstaunen mag, aber seis drum). Er attestiert Berlin, „eine der jüngsten Städte eines politisch jungen Volkes“, ja gar extrem „elastisch“ zu sein (28), umso stärker sei seine Stellung in der Wirtschaft und Kunst des Reiches (32), wie Michels das Porträt ab-

schließt. Die Habsburger Metropole steht im Schatten Berlins, nicht nur aus Mentalitätsgründen, sondern auch, weil Wien nach dem Großen Krieg massiv an Einwohnern verlor. Und: „Technisch gesehen“ sei Wien keine „moderne Stadt“ (43) – was Musil wahrscheinlich gegen den Strich gegangen wäre. Insgesamt wirke sie nur in der „Synthese“ (47), wobei die Heiterkeit der Bewohner nicht zu vergessen sei (46)

London dagegen schreibe seine Geschichte als Finanz- und Handelszentrum weiter fort. England ist Industrieland, London seine Hauptstadt. Michels schreibt von der „ins Ökonomische übersetzten Macht, deren intelligentester und prägnantester Ausdruck das Handelsemporium London ist“ (23). Aber es schleppt zugleich eine beträchtliche Last aus der Frühzeit des Kapitalismus mit sich, ein gehörig Teil Lumpenproletariat, so Michels (19).

Paris bleibt das Zentrum von Mode und Lebensart, zugleich haben seine Frauen „organisatorisch Bedeutendes“ geleistet (13). Da war also mehr als Mode und dergleichen. Es ist, so Michels, „das Leben selbst“, das Besucher nach Paris zieht (10). Die Stadt sei in gewissem Sinne das Zentrum der Welt geblieben, meint Michels (15).

Rom hingegen sei schlechtweg zu klein, sei nicht einmal die größte Stadt Italiens, auch wenn es das Zentrum einer politischen Macht ist, auf deren Blaupause sich die deutschen Nationalsozialisten beziehen konnten. Immerhin habe die Stadt unter dem Duce an „Glanz und Ausdehnung ungewöhnlich“ zugenommen (39). Die Stadt mache den Eindruck eines „riesigen Karawanenlatzes“, einer „etwas amorphen Fremdenstadt und Beamtenmetropole“ (35) – wie unterschiedlich können Städtebilder ausfallen.

Michels greift in seinen Skizzen zweifelsohne auf Stereotype und mentale Bilder zurück, aber sein Verfahren reicht weiter: Auf einem

solchen Gerüst baut er das Bild von Städten auf, die eine eigene, ja eben unverwechselbare Identität haben. Das hat noch wenig mit den soziologischen Exkursionen der Chicagoer Soziologen um Robert E. Park zu tun. Dazu geriert sich Michels zu sehr als Flaneur, der mit den Elementen jongliert, die ihm – als interessierter Gelegenheitsbesucher, der er zu sein scheint – zur Verfügung stehen.

Dennoch kommt Michels dem Ansatz einer modernen, auf die teilnehmende Anschauung beruhende Soziologie doch näher, als es das Genre – das Städtebild, das in der Zeitung erscheint – vermuten lässt. Der ernsthafte Ton, den Michels anschlägt, der gelegentlich sogar ins trockene Referat oder in die betuliche Betrachtung verfällt, zeigt, dass es Michels mit seinen Texten durchaus ernst war. Sie haben erkenntnisleitenden Charakter, in ihnen sollen die Charakteristika der beschriebenen Städte herausgearbeitet werden, um sie operationalisierbar zu machen. Die Städte erhalten ein eigenes Profil, bis hin zur Unterscheidbarkeit.

Dabei ist auffallend, dass Michels die großen Städte ohne jeden zivilisationskritischen Duktus beschreibt, was angesichts seines politischen Hintergrunds immerhin zu erwarten wäre, wie der (allzu) kleinen biografischen Skizze des Herausgebers zu entnehmen ist.

Michels, 1876 in Köln geboren, absolvierte eine langjährige und mühsame akademische Ochsentour, bewegte sich lange im Umkreis der deutschen Sozialdemokratie, orientierte sich aber seit Mitte der zwanziger Jahre mehr und mehr um, bis er 1928 der faschistischen Partei Italiens beitrug und (unter anderem) eine Professur an der Parteihochschule Perugia antrat. Einen Namen machte sich Michels als Parteisoziologe, trat aber – wenn man seine Publikationen Revue passieren lässt – auch mit anderen Themen hervor. Darunter etwa eine Studie zum Patriotismus oder eine zu psychologischen Moment im Welthandel.

Von der Hinwendung zum Faschismus spürt man in den Städteporträts aber nichts. Der italienische Faschismus wird zwar erwähnt,

aber nur beiläufig. Kritische Bemerkungen zur Großstadtkultur fehlen hingegen vollständig. Die Großstädte werden als eigenständige Phänomene behandelt, deren Qualität nicht bewertet wird. Eine irgendwie geartete Sehnsucht nach einer vorurbanen, vorindustriellen Zeit ist nirgends erkennbar. Nicht einmal bei einem der bevorzugten Themen zivilisationskritischer Autoren, der Frauenemanzipation, zeigt sich Michel als besonders belastet. Zwar geriert er sich ein wenig altväterlich, wenn es um die Charakterisierung der urbanen Frauen der zwanziger und dreißiger Jahre geht, aber alles, was er zu diesem Thema schreibt, ist weit entfernt von der chauvinistischen Anzüglichkeit eines Carl Sternheim, der in seinem Parisreisebericht *Lutetia* (1926) süffisant über die mangelnden erotischen Qualitäten amerikanischer Backfische herzog.

Umso aufschlussreicher wäre ein ausführliches Porträt dieses Robert Michels gewesen, das der Herausgeber Rolf Rieß leider nicht liefert. Stattdessen skizziert Rieß die stadtsoziologischen Arbeiten von Michels' Zeitgenossen und Vorgängern wie Max Weber, Georg Simmel oder Werner Sombart. Er kommt dabei aber nicht an den Punkt, daraus eine belastbare Studie zu den Städteporträts Michels' (auf der Basis von dessen theoretischen und methodischen Verfahren) und eben auch seiner Biografie, soweit sie relevant wäre, zu entwerfen. Das ist umso bedauerlicher, als Michels heute weitgehend unbekannt ist. Gerade seine schillernde wissenschaftliche Biografie aber hätte einen zweiten Blick verdient, allein schon aus dem Grund, dass mit ihm ein weiterer Repräsentant jener politischen und wissenschaftlichen Grenzgänger zu finden wäre, von denen die 1920er und 1930er Jahre so voll sind.

Robert Michels: Weltstädte und ihre Bewohner. Paris, London, Berlin, Rom, Wien. Hrsg. und mit einem Nachwort von Rolf Rieß. Berlin: Duncker & Humblot 2014. 62 Seiten. Euro 9,90.

Walter Delabar